

KARLEN VESPER

*Die Puppennäherin
von Ravensbrück
Zwölf Porträts*

neues leben

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildquellen:

Fotos: privat (13), Vesper (3).
Schindler-Saefkow (1), Ulli Winkler (1)

ISBN 978-3-355-01832-6

© 2015 Verlag Neues Leben, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin unter Verwendung
eines Motivs von ullstein bild - Imagno / Austrian Archives

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Das Weihnachtswunder von Ravensbrück

Dann war der Tag gekommen, man sah die Kinder ziehn,
Man führte sie an Tische, geschmückt mit Tannengrün.
Sie kamen herbeigetrippelt, so schüchtern und so bleich,
Und sahn an diesem Tage ins Weihnachtshimmelreich.
Kennt ihr die Burg des Leidens, die sich der Hass erbaut?
Dort haben vierhundert Kinder einmal ins Glück geschaut,
Ein erstes Mal ins Weihnachtsglück –
Die armen Kinder von Ravensbrück.

Und jedes kriegt drei Schnitten, war auch das Opfer hart,
Sie haben sie sich heimlich vom Munde abgespart.
Es gab Gesang, gab Spiele, gab Freundlichkeit so viel!
Jedoch das Allerschönste, das war das Puppenspiel
Vom Prinzen, der ein Frosch war, vom Kasperle, der haut,
Erst lächelten sie leise, dann jubelten sie laut.
Sie fanden wunderbar das Stück –
Die Weinachtskinder von Ravensbrück.

Verfasserin unbekannt

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9

Der Junge mit der Ziehharmonika 11

Wie Günter Pappenheim nach Buchenwald kam und
siebzig Jahre später rote Rosen erhielt

Die Puppennäherin von Ravensbrück 33

Als Elisabeth Jäger aus Wien in die Hände
der Faschisten geriet

Der Staff Sergeant aus Hannover 55

Wie Hans Herzberg dem Holocaust entging, Soldat der
britischen Armee wurde und Victory Day feierte

Ich war neunzehn 77

Warum Erhard Stenzel aus der Wehrmacht desertierte
und wie er Paris mit befreite

Im Morgengrauen war's nicht still 103

Die »Wiederauferstehung« eines Totgegläubten –
Der lange Weg des Wolfgang Hahn aus der Sächsischen
Schweiz in die Ukraine und zurück

Das siebte Kind 127

Die Odyssee des Rabbinersohns Theodor Bergmann
und seiner Brüder

Ein letzter Dienst 147

Kurt Gutmann, Zeuge im Demjanjuk-Prozess,
über schmerzende Erinnerungen und enttäuschte
Hoffnung auf Gerechtigkeit

»Wenn ich spielte, war das Leben schön« 165

Als Coco Schumann swingend den Nazis widerstand und
die Shoah überlebte

Hoch auf dem Roten Berg ... 181

Wie der Berliner Horst Behrendt in Krasnogorsk den Tag
des Sieges erlebte

»Kopp hoch, Kleener, det jeht ooch vorbei« 201

Eugen Herman Friede über sein Abtauchen in
Nazideutschland, Retter in der Not und mutige
Widerständler

Zwischen den Fronten 217

Warum Erich Knorr in das Strafbataillon 999 zur
»Bewährung an der Front« gepresst wurde

Ich wollte kein Komplize sein 235

Wie aus dem deutschen Maat Hans Heisel ein Mitglied
des französischen Widerstands wurde

Danksagung 255

VORWORT

70 Jahre nach dem Ende der Schreckensherrschaft des deutschen Faschismus über Europa hält das Interesse an Erlebnissen und Erinnerungen ungebrochen an. Auch in Deutschland werden die Berichte nunmehr differenzierter.

Betrachtungen aus der Sicht von Zeitzeugen, die unterm Hakenkreuz noch Kinder und Jugendliche waren, Verfolgung erlitten und sich dem Widerstand anschlossen, sind jedoch nach wie vor rar. Die jungen Menschen hatten das Leben noch vor sich und lebten gefährlich. Sie befragt zu haben ist das Verdienst der Journalistin Karlen Vesper.

Die zwölf Porträts geben nicht nur Einblicke in den Alltag in Deutschland zur Zeit der Hitlerdiktatur, sie vermitteln auch Erfahrungen aus dem Exil und die immer währende Sehnsucht nach den verlorenen Eltern. Sie waren blutjung, als sie sich im illegalen Kampf gegen die Faschisten einreichten, verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt wurden, als sie desertierten und mit der Waffe in der Hand auf Seiten der Alliierten kämpften. Persönliche Entscheidungen, die Mut verlangten. Ihre Motive bezeugen die Vielfalt des Widerstandes. Sie bringen in unsere heutige Auseinandersetzung mit Gewalt und Rassismus, für Multinationalität und Internationalität eine unverzichtbare historische Erfahrung ein.

Besonders erfreut bin ich darüber, dass Horst Behrendt bestätigt, was er mir in den 1980er Jahren am Rande einer Kundgebung zum Gedenktag für die Opfer des Faschismus mitteilte: Er habe von meinem Vater den Auftrag erhalten, einen Weg zu finden, zur Roten Armee überzulaufen, was ihm dann ja auch gelang. Wie schwierig das war, zeigt sein Bericht. Nicht wenige Deutsche haben den Versuch, aus der Wehrmacht zu desertieren, mit dem Leben bezahlt, viele

wagten es trotz des Willens dazu nicht. Besonders beeindruckend für mich ist auch, dass der Vater von Horst Behrendt in der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte nicht nur seinem Sohn marxistisches Wissen und Kenntnisse über die Arbeiterbewegung vermittelte.

Ganz persönlich verbunden fühle ich mich mit Lisl Jäger, die mit meiner Mutter in Ravensbrück war und stets die Gerechtigkeit lobte, mit der Aenne Saefkow ihre Aufgabe als Tischälteste beim Austeilen von Brot und Suppe ausübte. Nach dem Krieg bezog meine Mutter die noch immer junge Lisl in die Arbeit der Gemeinschaft der ehemaligen Ravensbrückerinnen ein. Die Situation kehrte sich um, als zu Beginn der 1990er Jahre Lisl mit mir ein langes, für mich sehr eindrucksvolles, unvergessenes Gespräch über die Verpflichtung ewiger Mahnung und Erinnerung an Stätten faschistischer Konzentrationslager und Zuchthäuser führte. Ihre Achtung vor den Leistungen der Mithäftlinge aus allen Ländern Ost- und Westeuropas im Widerstand ist für mich – nach dem Tode meiner Mutter 1962 – zum Wegweiser in der Erinnerungsarbeit geworden. Wie schön, dass das Interview mit Lisl in diesem Buch auch für andere Menschen nachvollziehbar macht, was ich von ihr aufgenommen habe.

Bärbel Schindler-Saefkow

23. Januar 2015

DER JUNGE MIT DER ZIEHHARMONIKA

*Wie Günter Pappenheim nach Buchenwald kam und
siebzig Jahre später rote Rosen erhielt*

Am 14. Juli klingelt ein Fleurop-Bote bei Günter und Margot Pappenheim in Zeuthen bei Berlin. Die beiden vermuten, dass es sich um einen Irrtum handelt. Keiner von ihnen hat Geburtstag. Die Adresse auf dem Paket jedoch ist korrekt. Kein Irrtum. Fünfzig prachtvolle rote Rosen. Ein »Gruß aus Frankreich«. Im beiliegenden Brief aus Paris heißt es:

*»Lieber Kamerad Günter,
wie könnten wir je diese Geste von Freiheit, Solidarität, Gerechtigkeit vor genau 70 Jahren, am 14. Juli 1943, vergessen, als Du auf Bitte unserer Landsleute, die großes Heimweh empfanden, unsere Nationalhymne vorgespielt hast? Dafür erwarteten Dich Verhaftung, Verböre und fast zwei Jahre großes Leiden und unheilbare Wunden in Buchenwald.«*

Unterzeichnet ist das Schreiben an Günter Pappenheim, den Vorsitzenden der deutschen Lagerarbeitsgemeinschaft Buchenwald-Dora, vom Präsidenten des Internationalen Buchenwaldkomitees Bertrand Herz und anderen ehemaligen Buchenwaldhäftlingen und Zwangsarbeitern. Günter Pappenheim erinnert sich:

Es war in Schmalkalden. Er ist Schlosserlehrling in der Werkzeugfabrik »Gebrüder Heller«. Neben dem Betrieb gibt es ein Lager, mit einfachem Stacheldraht umgeben. Der 17-Jährige blickt sich um, kein Mensch weit und breit.

Das Lager ist nicht streng bewacht. Günter kriecht durch ein Loch im Zaun. Kein leichtes Unterfangen mit dem Gepäck, das er bei sich trägt: Brot, Rüben und Weinberg-schnecken. Endlich ist es geschafft. Schnellen Schritts eilt er zur Werkhalle, in der er seine Freunde weiß. Sie sind immer freundlich zu ihm. Ganz im Gegensatz zu den Lehrlingen und einstigen Schulkameraden; von denen will keiner etwas mit dem Sohn eines »Verräters« zu tun haben. »Mein Bruder Kurt, meine Schwestern und ich wurden nach der Verhaftung meines Vaters von Gleichaltrigen geschmäht.«

Sein Vater, Ludwig Pappenheim, Vorsitzender der Schmalkaldener SPD und langjähriger Abgeordneter des Landtages Hessen-Nassau, ist am 25. März 1933 verhaftet worden. Mutig beschwerte er sich über die Willkür. Offenbar wollten »scheinbar ehemals demokratische Beamte ihre politischen Minderwertigkeitskomplexe durch energisches Vorgehen gegen Sozialdemokraten abreagieren«, schreibt er. Tatsächlich haben im Justizapparat viele kaiserliche, stockreaktionäre Beamte die Weimarer Republik überwintert, um nun eifertig den Nazis zu dienen. Ludwig Pappenheim ist zu Zeiten des Bismarckschen Sozialistengesetzes geboren worden. Alle Verordnungen und Repressalien »gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« hatten jedoch genau das Gegenteil bewirkt. Die Sozialdemokratie erstarkte; aus den Reichstagswahlen 1912 ging sie als Siegerin hervor, gewann 110 Mandate. Das beflügelte natürlich das Selbstbewusstsein der Genossen. Ludwig Pappenheim wurde 1905 Mitglied der SPD.

Die »Burgfriedenspolitik« seiner Partei im August 1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, enttäuschte ihn indes zutiefst. Nachdem der sozialdemokratische Abgeordnete Karl Liebknecht als erster im Reichstag seine Stimme den Kriegskrediten versagte, setzte er sogleich freudig einen

Brief auf: »Werter Genosse Liebknecht! Nachdem mir heute der Genosse Curt Böhne aus Jena eine Abschrift Ihrer Erklärung vom 2. 12. im Reichstag zugesandt hat, fühle ich mich gedrungen Ihnen mitzuteilen, daß ich, wie die große Zahl der Genossen des Kreises Schmalkalden auf dem gleichen Boden stehe.«

Doch auch Ludwig Pappenheim musste in die feldgraue Uniform schlüpfen. An der Front agitierte er unermüdlich gegen den imperialistischen Krieg. Zu dessen Ende wurde er, obwohl inzwischen Träger des Eisernen Kreuzes, gar noch vor ein Kriegsgericht gestellt. Sein »Verbrechen«: Er hatte ein Flugblatt, »Kameraden erwacht!«, verfasst, in dem er anklagte: »Die Erde scheint nichts weiter als ein großer Mordplatz! Alle Schuld an dem rasenden Völkermorden trägt das System der kapitalistischen Ausbeutung der Massen durch eine Minderheit Kapitalbeherrscher.«

Als am 9. November 1918 Philipp Scheidemann von einem Balkon des Reichstages in Berlin das Ende des Kaiserreiches und die »Deutsche Republik« verkündete und kurz danach Karl Liebknecht vom Balkon des Berliner Stadtschlusses die »Freie Sozialistische Republik Deutschland« ausrief, war Ludwig Pappenheim Feuer und Flamme. Doch in Schmalkalden schlug die Revolution keine Wurzeln. »Über die Stadt wurde der Ausnahmezustand verhängt und mein Vater wegen angeblichen Landfriedensbruchs ins Zuchthaus Kassel-Wehlheiden gesperrt«, berichtet Günter Pappenheim. Ohnmächtig musste sein Vater in der Zelle miterleben, wie die »Eberts und Scheidemann« die führenden Funktionäre der Soziodemokratie, die Revolution verrieten.

Bereits während des Krieges war Ludwig Pappenheim aus der SPD aus- und in die 1917 im thüringischen Gotha von linken Sozialdemokraten wie Arthur Crispian, Wilhelm Dittmann und Georg Ledebour gegründete Unabhängige

Sozialdemokratische Partei Deutschland (USPD) eingetreten. Als diese sich dann teilte, ein Flügel sich 1920 der Kommunistischen Partei Deutschland anschloss und der andere zwei Jahre darauf in die SPD zurückkehrte, entschied sich Ludwig Pappenheim trotz aller vormaligen Enttäuschungen wieder für den Mitgliedsausweis der Sozialdemokratie.

Sein Vater habe früh erkannt, welche Gefahr von den sich um Hitler gruppierenden »Nationalsozialisten« ausgeht, berichtet Günter Pappenheim. Die Nazis wurden immer frecher, immer aggressiver. Der Putschversuch am 8./9. November 1923, der »Marsch auf die Feldherrnhalle« in München, war ein Menetekel. Fortan war Ludwig Pappenheim nimmermüde, in der von ihm mit dem Erbe seines Vaters, eines jüdischen Kaufmanns, gegründeten Zeitung, »Die Volksstimme«, vor den Faschisten zu warnen. Die ihn ihrerseits auf ihre schwarze Liste setzten.

Moorsoldaten und Marseillaise

Schmalkalden war schon 1924 fest im Griff der Nazis. Wie Thüringen und Hessen, die beiden Länder, zu denen die Stadt geografisch und administrativ gehörte. 1930 errangen in Thüringen die Nazis erstmals zwei Ministerposten in einer Landesregierung, zwei Jahre darauf waren es derer fünf. NS-Gauleiter und Innenminister Fritz Sauckel drohte im thüringischen Landtag unmissverständlich: »Wir werden selbstverständlich die Macht, die uns das thüringische Volk bei der letzten Wahl gegeben hat, in jeder Beziehung ausnutzen!«

Einer der ersten, die diese Ankündigung zu spüren bekamen, war Ludwig Pappenheim. Er war von einem politischen Konkurrenten in Schmalkalden, Landrat Ludwig Hamann, angezeigt worden – er soll angeblich ein illegales

Waffenlanger angelegt haben. Eine unerhörte Unterstellung. Dennoch wurde Ludwig Pappenheim zu drei Monaten Haft verurteilt. Er erhob Einspruch bei den zuständigen Stellen: »Ist dieser Staat so schwach, dass er, wenn jemand bedroht wird, diesen und nicht den Drohenden festsetzt? Statt diese zur Rechenschaft zu ziehen, wie es in einem geordneten Staat geschehen müsste, sperrt er den Bedrohten ein.«

Sein Einspruch blieb ungehört. Die Nazis ließen Ludwig Pappenheim nicht mehr aus ihren Klauen. Nach Verbüßung der Haftstrafe wurde er nicht entlassen, sondern in »Schutzhaft« genommen. Er kam ins KZ Breitenau bei Kassel. Am 16. Oktober 1933 wurde er ins Börgermoor bei Papenburg im Emsland »überstellt«, eines der ersten Konzentrationslager in Nazideutschland, das damals noch dem Reichsjustizministerium unterstellt war und von »Schutzpolizisten« bewacht wurde; erst später wurden die Moorlager von der SS übernommen.

Kannte Ludwig Pappenheim das »Lied der Moorsoldaten«? Ja, bestätigt sein Sohn. Es wurde am 27. August 1933 erstmals von Börgermoor-Häftlingen, einstigen Mitgliedern des Solinger Arbeitergesangvereins, gesungen. Der Text stammte vom Kommunisten und späteren DDR-Schauspieler und Regisseur Wolfgang Langhoff sowie Johann Esser, einem ehemaligen Bergmann; der Kommunist Rudi Goguel komponierte die Melodie.

Den Wachmannschaften war es zunächst recht, dass es ein »Marschlied« für die Arbeitskolonnen gab, die sie ins Moor zu dessen Kultivierung trieben. Doch dann erfassten sie die subversive Botschaft der letzten Strophe und verboten das Lied. Es war nicht zu verbieten, wurde durch entlassene oder geflüchtete Häftlinge über die Lagergrenzen und die Grenzen Nazideutschlands hinaus getragen und zu einem der beliebtesten Lieder der Internationalen Bri-

gaden im Spanienkrieg wie auch in der französischen Résistance. Günter Pappenheim kennt es natürlich:

»Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket,
Eichen stehen kahl und krumm.
Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten
ins Moor.«

Die letzte Strophe des Moorsoldatenliedes verkündete trotz-
zig:

»Doch für uns gibt es kein Klagen,
ewig kann's nicht Winter sein.
Einmal werden froh wir sagen:
Heimat, du bist wieder mein.
Dann zieh'n die Moorsoldaten
nicht mehr mit dem Spaten
ins Moor!«

Ewig kann's nicht Winter sein – davon war auch Ludwig Pappenheim überzeugt. Es sollte ihm jedoch nicht ver-
gönnt sein, den Frühling der Befreiung zu erleben.

Er sei bei einem »Fluchtversuch« erschossen worden, hieß es auf dem offiziellen Totenschein. Doch die Genossen und die Familie ahnten die Wahrheit.

Nach dem Krieg bezeugen ehemalige Mithäftlinge, dass Ludwig Pappenheim fast jeden Tag von der SS misshandelt und geprügelt wurde und nächtelang im Strafbunker eingesperrt war. Am Tag vor seiner angeblichen Flucht sei er auf dem Appellplatz zusammengebrochen, die physi-
schen Kräfte waren unter der fortwährenden Folter aufge-

braucht. Der letzte Beweis für den heimtückischen Mord: Ein SS-Mann namens Johann Siems rühmt sich später seines »Meisterschusses«, mit dem er am 4. Januar 1934 den »Juden Pappenheim« im Börgermoor-Außenlager Neustrum niedergestreckt habe.

Frieda Pappenheim wurde es verwehrt, ihren Mann auf dem Friedhof Schmalkalden zu bestatten. Erst nach hartnäckigen Auseinandersetzungen erhielt sie schließlich die Genehmigung für ein Begräbnis auf dem Jüdischen Friedhof in Leipzig.

Günter hat all dies miterleben müssen. Wie bewältigt ein Kind den gewaltsamen Tod des Vaters? Es ist unmöglich. Immer wieder muss Günter an die schönen, glücklichen Stunden denken, die sie zusammen verbrachten: beim Wandern, bei gemeinsamem Gesang, bei Schulungsabenden, in die der Vater seine Kinder mitnimmt. Bilder aus einer vergangenen, verlorenen Welt. »Ich fühlte mich so einsam.«

Erst als Lehrling ist es ihm beschieden, wieder Freundschaften zu schließen, sich nicht mehr einsam zu fühlen. Eigentlich ist es streng verboten, Kontakt zu Zwangsarbeitern zu unterhalten. »Doch es war für mich die einzige Möglichkeit, mit jungen Menschen zusammen zu sein, denen ich mich geistig verbunden fühlte.« Leider beherrscht Günter nicht die Sprache seiner neuen Freunde: Franzosen, Belgier, Niederländer, Russen, Jugoslawen.

Sein Vater konnte recht gut Französisch parlieren. Er hatte vor 1933 einige Artikel für französische Zeitungen verfasst. Das Salär, das er für diese erhielt, münzte er um in einen Ausflug nach Paris. »Da verjubilten meine Eltern das Honorar.« Sohn Günter gönnte es ihnen, bedauert nun allerdings, den Vater nicht um ein paar Lektionen in Französisch gebeten zu haben. Er liebt den Klang dieser Sprache, hört gern zu, wenn seine französischen Freunde sich

unterhalten. Und lernt einige Worte: Merci, au revoir, à bientôt ... Danke, Auf Wiedersehen, bis bald.

»Wir verstanden uns aber auch sehr gut mit Gesten und Mimik.« Wenn diese Art der Kommunikation versagt, sind da noch ein Serbe und ein Flame, wie die in Belgien lebenden Niederländer genannt werden. Die beiden können leidlich Deutsch und dolmetschen, so gut sie können, vor allem, wenn Günter die neuesten Nachrichten über die Lage an den Fronten mitbringt. Die hat er von seiner Mutter und sie wiederum von illegalen Treffen. »Früher hatten wir ein Rundfunkgerät, hörten heimlich BBC. Als Vater verhaftet wurde, hat die Gestapo das Gerät konfisziert.«

Schmalkalden ist ein Standort der Kleineisenindustrie. Frieda Pappenheim arbeitet in einem Betrieb, in dem Essbestecke hergestellt werden, »in der Packerei«. Auch nach der Verhaftung und Ermordung ihres Mannes hält sie die Verbindungen zu den Genossen aufrecht: einem Schuster, Sozialdemokrat, der zur Tarnung »förderndes Mitglied der SS« geworden ist, und einem Fleischer, in dessen Geschäft die Kunden Schlange stehen und viel erzählen.

Was Günter von seiner Mutter erfährt, berichtet er Etienne und Sergej. Der Belgier und der Serbe tragen die Informationen sogleich weiter. Die Leidensgefährten sind begierig zu erfahren, wie lange sie noch auf ihre Befreiung warten müssen.

König und Weisheit

Der 14. Juli 1943 ist ein herrlicher, strahlender Sommertag. Günter Pappenheim schleicht sich in die Schleiferei. Die französischen Freunde sind nicht überrascht, er hat sie schon mehrfach besucht. Und sie haben ihn für diesen Tag eingeladen, wollen mit ihm gemeinsam ihren Nationalfei-

ertag begehen. Von seinem Vater weiß er, dass am 14. Juli 1789 das Volk von Paris die Bastille stürmte, das Symbol des verhassten feudalabsolutistischen Systems. Zwar schmachteten in der Feste nur noch sieben Gefangene, die der Kommandant der Bastille angesichts der bewaffneten und entschlossen dreinblickenden Bürger und Handwerker sogleich frei lässt, ohne mit seinen Soldaten Gegenwehr zu wagen. Dennoch gilt die »Erstürmung« der Bastille als Auftakt zur Großen Französischen Revolution, die den Untergang des Ancien Régime besiegelte und das alte Europa umkremplen sollte.

Von seinem Vater kennt Günter Pappenheim auch die »Marseillaise«, die französische Nationalhymne. Kaum hat der Junge die ersten Töne auf seiner Ziehharmonika angeschlagen, stimmen die Freunde ein: »Allons enfants de la Patrie,/ Le jour de gloire est arrivé!« – »Auf, Kinder des Vaterlands, Der Tag des Ruhms ist gekommen!« Der Gesang schwillt an, als die Franzosen zur Strophe gelangen, mit der den ausländischen Kohorten, Söldnerscharen und niederträchtigen Despoten beschieden wird, »stolze Krieger« würden ihre Häupter nicht dem Joch beugen und die Ketten sprengen. Das von Claude Joseph Rouget de Lisle in einer Aprilmacht 1792 vor dem Kampf gegen die Truppen der österreichischen Habsburger Monarchie und alle Interventen fürderhin verfasste Lied wurde am 14. Juli 1795 zur französischen Nationalhymne erhoben. Und nun erklingt es am 14. Juli in einem Land, in dem der Geist geknebelt ist und abertausende Menschen in Ketten liegen.

Die Ziehharmonika hat sich Günter Pappenheim von seinem Lohn abgepart. »Im ersten Ausbildungsjahr waren es wöchentlich drei Reichsmark, im zweiten dann schon fünf. Ich habe jede Woche fünfzig Pfennige beiseite gelegt. Ich wollte schon immer eine Ziehharmonika haben.« Die hatte ihm die Mutter nicht kaufen können. Für Notenblätter aller-

dings reicht Günters Lehrlingsgeld nicht. Doch er hat ein musikalisches Gehör, geerbt von Frieda Pappenheim.

Günter ist glücklich an jenem 14. Juli 1943. Je inbrünstiger seine Freunde singen, desto leidenschaftlicher greift er in die Tastatur. »Das war unvorsichtig. Man hat uns gehört.« Im Verwaltungsgebäude schräg gegenüber der Schleiferei hält sich just an jenem Tag der Außenhandelsvertreter der Firma auf. Er war schon einige Male dienstlich in Frankreich, die »Marseillaise« ist ihm bekannt. Herrmann Geißler informiert sogleich den Betriebsobmann der Deutschen Arbeitsfront, wie die anstelle der verbotenen Gewerkschaften geschaffene Naziorganisation heißt, die keine Interessenvertreterin der Arbeiterschaft ist, im Gegenteil, diese disziplinieren, dem Kapital unterwerfen soll. »Obmann Ulrich rief die Gestapo an. Dann sind König und Weisheit gekommen, um mich zu verhaften.«

König und Weisheit – was für Namen für Büttel eines Terrorregimes!

»Dem König hat mein Vater eine Anstellung bei der Polizei verschafft, in Weimarer Zeit.« An seinen Vater, der im Stadt- und Landrat saß, wandten sich viele Arbeitslose während der Inflation und in der Weltwirtschaftskrise. Wie dankte es König Ludwig Pappenheim, dass dieser ihn in Lohn und Brot gebracht hatte? Indem er dessen Frau brüsk abweist, als sie ihn sprechen und um die Freilassung ihres Sohnes ersuchen möchte. Wenn sie ihn weiterhin belästige, werde er dafür sorgen, dass sie nach Theresienstadt käme; da seien noch Plätze frei, lässt er Frieda Pappenheim ausrichten.

Günter wird streng verhört und gefoltert. Im Betrieb der Gebrüder Heller ist Sabotage festgestellt worden. Die Gestapo vermutet eine Widerstandsgruppe und will vom 17-Jährigen wissen, wer die Rädelsführer sind. »Das konnte ich nicht sagen. Und hätte ich auch nicht gesagt, wenn ich es

gewusst hätte.« Die Gestapo glaubt ihm nicht. Er ist der Sohn eines weithin bekannten Sozialdemokraten. Ein Sprichwort sagt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ergo, so meinen die Beamten, ist dem Sohn nicht zu trauen ...

Der Prozess gegen Günter Pappenheim soll in Meiningen stattfinden, einer altehrwürdigen Stadt unweit von Schmalkalden, urkundlich schon im ersten Jahrtausend erwähnt. Doch am Tag, als das Tribunal gegen ihn eröffnet werden soll, wird Günter Pappenheim in Richtung thüringisch-bayerische Grenze gefahren. Er wird in »Schutzhaft« genommen. Dieser euphemistische Begriff soll suggerieren, die Betroffenen würden zu ihrer eigenen leiblichen Unversehrtheit vor dem »Volkszorn« geschützt. Im August 1943 befinden sich in deutschen Lagern fast eine Viertel Million »Schutzhäftlinge«.

In einem sogenannten Arbeitserziehungslager auf dem Großen Gleichberg bei Römhild muss der schwächliche Junge in einem Basaltbruch schuften. Dann wird er erneut in eine »grüne Minna« verfrachtet, erst nach Eisenach und schließlich nach Weimar gebracht.

Im Konzentrationslager auf dem Ettersberg muss Günter erst einmal in die Desinfektion. Er muss sich seiner Kleidung entledigen. Als er splitternackt da steht, fragen ihn die dort beschäftigten Häftlinge: »Was hast du denn da?« Sein Rücken und Hinterteil weist schlimmste Blessuren auf, die Wunden sind noch nicht vernarbt. »Im Arbeitslager bei Römhild gab ich an, ich sei wegen eines Liedes verhaftet worden. Ich wusste ja nicht, was im Gestapo-Bericht stand. Dort aber war vermerkt, ich wäre Verbindungsmann zwischen illegalen Gruppen in einem Betrieb gewesen. Der SS-Lagerkommandant Langer schrie mich an, ich würde lügen. Ich musste die Hose runterlassen, mich über den Tisch beugen und bekam kräftige Hiebe mit dem Ochsenziemer.«